

Missionsgeographischer Teil.

Von den Kondebergen nach Usanga.

Tagebuchnotizen von Missionssuperintendent A. Merensky ¹⁾
in Wangemannshöh (Deutsch-Ostafrika).

Am 29. Dezember 1891 machte ich mich mit Missionar N a u h a u s auf den Weg zu Merere, dem vielgenannten und vielgefürchteten Fürsten von Usanga, der zu mehreren Malen um unseren Besuch gebeten hatte. Die Regenzeit, in welche wir seit Anfang Dezember eingetreten waren, machte Bedenken; aber es rief die Pflicht, wir durften nicht zaudern. Unsere Ausrüstung bestand aus einem Zelt, zwei südafrikanischen Bettgestellen (Kateln), vier wasserdichten Planen, von denen eine für den Boden oder den Flur des Zeltes bestimmt war, zwei aber unsere Decken bergen und vor dem Regen schützen sollten, während die vierte für die Traghängematte das nötige Dach hergab. Diese selbst durfte nicht fehlen, obwohl zehn Träger für sie notwendig sind. Wenn einer von uns erkrankte, so war die Hängematte das einzige Mittel, durch welches längerer, gefährlicher Aufenthalt, der vielleicht sogar an ungesundem Orte gedroht hätte, vermieden werden konnte. Von Nahrungsmitteln nahmen wir nur Kaffee, Zucker, Reis und einige Pfund Zwieback mit und außerdem aber Baumwollenstoff, um Nahrungsmittel von den Eingeborenen eintauschen zu können. Ein Vorrat von Medicinen durfte nicht fehlen,

1) Unser Ehrenmitglied, Herr Missionssuperintendent Merensky, wurde im vorigen Jahre von der Berliner (Wangemannschen) Missionsgesellschaft mit der Gründung einer Missionsstation am Nordende des Nyasa auf deutschem Gebiete betraut. Dank seiner großen Erfahrung auf dem Missionsgebiete hat er diese Aufgabe schnell erledigt und in den Kondebergen die Station Pipagika (Wangemannshöh) erbaut. Von derselben aus hat er den im folgenden beschriebenen Ausflug in das Gebiet des berechtigten Arabersultans Merere unternommen. Diejenigen unter unseren Lesern, welche Näheres über den Verlauf jener Berliner Missionsexpedition erfahren möchten, verweisen wir auf die „Berliner Missions-Berichte“, in welchen die ausführlichen Tagebücher veröffentlicht sind. Wir wünschen unserem Ehrenmitgliede noch viele Erfolge und seinerzeit eine glückliche Heimkehr in die Heimat.

Mittell, der Geogr. Gesellsch. (Jena). XI.

und ebensowenig durften wir die nötige Wäsche und Kleidungsstücke zum Wechseln vergessen; auch nahmen wir unsere Revolver und außer unseren Gewehren auch noch einige andere Mausergewehre mit. Unsere Sachen waren in wasserdichten Blechkoffern untergebracht, und uns selbst schützten Schirme und Regenschirme vor den täglich drohenden und fallenden Regengüssen. Vier unserer ältesten Arbeiter bildeten unsere Leibgarde, außerdem gingen 15 Leute Makatungilas als Träger mit unter der Führung Mampikis, des Bruders von Makatungila; letzterer begleitete uns mit mehreren seiner Freunde bis zur oberen Furt des Lufira, $1\frac{1}{2}$ Stunde weit. Von dort stiegen wir am Ostabhange des Kiryo-Berges aufwärts. Der Regen war nicht so stark, daß er unsere Freude an der schönen Gebirgslandschaft hätte stören können. Ganz besonders malerisch lag ein Dörflein in einer Höhe von etwa 5000 Fuß, welches an europäische Ortschaften erinnerte. Die niedlichen Ställe und Häuser waren noch nicht von Bananen verdeckt. Zum nicht geringen Erstaunen der Eingeborenen nahmen wir hier den Kochthermometer aus seinem Futteral und brachten den Apparat in Gang. Mit stummem Entsetzen sah man uns zu, denn man glaubte, daß wir irgendwelche Zauberkünste trieben. Weiter ging es durch tiefe Schluchten bis zu dem Dorfe des Häuptlings Makascara, wo wir das Zelt aufschlugen, um die Nacht über zu bleiben.

Hier hatte man noch niemals einen Weißen gesehen, deshalb waren das Zelt und sein Inhalt, wir selbst und alles, was wir thaten, ebenso interessant für die Leute, als für uns das Thun und Treiben von Sulus und Eskimos ist, die man in Europa den Schaulustigen vorführt. Vor dem Zelt stand ein Haufe von Neugierigen, welcher immer wieder neuen Zuzug erhielt von einer großen Gesellschaft, die das Ereignis in unmittelbarer Nähe, beim Schall einer großen Pauke mit Sang und Klang feierte. Leider zeigten sich die Leutlein diebisch; die Hinterviertel eines von uns geschlachteten Bockes wurden von dem Baume gestohlen, wo sie aufgehängt waren; ein Sperrholz der Hängematte wurde fortgeschleppt, und unseren Leuten wurde ein Speer und am Morgen von einem Manne, der sie anscheinend freundlich begleitet hatte, eine Hacke entwendet, die bestimmt war, in Mereres Land verkauft zu werden.

Am 30. Dezember brachen wir früh auf; um der Regen willen, welche fast regelmäßig um die Mittagszeit einsetzten, hielten wir die Ordnung auf der ganzen Reise fest, schon um 6 oder 7 Uhr den Marsch zu beginnen und nach einer einmaligen, längeren Unterbrechung um 2 oder 3 Uhr nachmittags das Lager zu beziehen. Früh tranken wir Kaffee und aßen etwas Zwieback oder Brei; um 10 Uhr ließen wir Fleisch braten, wenn es thunlich war, und am Nachmittage fand die Hauptmahlzeit statt. Es zeigte sich, daß wir sehr gut daran gethan hatten, die Betrahmen mitzunehmen. War das Zelt aufgeschlagen, so konnten wir uns bald auf trockenem Lager in der nötigen Höhe über dem durchnäßen Erdboden ausstrecken und die durch das anhaltende Bergsteigen ermüdeten Glieder aus-

ruhen. Dabei fanden dann unter den Bettstellen eine Menge von Sachen Sicherheit und Schutz vor dem Regen während der Nacht.

Das obere Lufira-Thal ist von gewaltigen Gebirgen eingeschlossen, ist malerisch und dabei gut angebaut und bewohnt. Die Anlage der Gärten erinnert an die schmalen Äcker der Polen; hier, wie in Europa wird Feuchtigkeit der Anlaß gewesen sein, die Beete so schmal und hoch anzulegen. An den Bergen weidete schönes Rindvieh. Ein kleiner Fluß wurde uns hier als Grenze von Mereres Gebiet bezeichnet; die drüben wohnenden Konde gelten als seine Unterthanen. Zu ihnen gehörte auch das Völkchen, welches der Häuptling Maisola beherrscht, dessen Häuser zerstreut in den bewaldeten Bergen liegen. Man sieht, daß hier die Leute von Furcht vor Raub und Krieg beherrscht werden. Es war erst 10 Uhr vormittags, als wir bei Maisola ankamen, aber die Ruhe that uns nicht nur gut, sie war uns nötig, denn vor uns lag ein gewaltiges Gebirge, welches wir überschreiten sollten. Am letzten Tage des Jahres ging es hinan, erst durch Laubwald, dann durch Dickicht von wildem Bambus. Der Weg war glatt und schlüpfrig, das machte das Steigen mühevoll. Ein feiner Nebelregen fiel und wurde immer stärker, je höher wir kamen. Oben sollen sich oft Büffel und Elefanten sehen lassen, indessen war das schlimme Wetter Ursache, daß sie sich heute im Dickicht verbargen. Auf der Wasserscheide stellten wir den Kochpunkt fest, der ergab, daß wir uns 8500 Pariser Fuß über dem Meere befanden. Als wir nach dem dadurch verursachten Aufenthalte den Trägern nacheilten, fanden wir bald einen, dann bald mehrere unserer Konde fast erstarrt und unfähig, weiterzugehen. Es wehte ein kalter Wind; das Thermometer zeigte 10 Grad Réaumur; diese Kälte, verbunden mit Wind und Regen, war für die an ein so warmes Klima gewöhnten Leute zu viel: einige taumelten wie Trunkene und konnten sich auch mit Hilfe von Stöcken nicht auf den Beinen halten, viel weniger sich fortbewegen. Fortgeworfene Traglasten lagen umher, welche nun von unseren kräftigeren und reisegewohnteren Amatonga aufgenommen und weitergeschafft werden mußten. Mampiki, der Häuptling unserer Konde, lachte erst, dann weinte er, that aber alles, was in seinen Kräften stand, den Erstarrenden zu helfen. Als in einem Walde sich eine alte Strohütte fand, steckten die armen Menschen diese in Brand, um sich zu wärmen, waren aber dann nur mit Gewalt zu bewegen, weiterzugehen oder weiterzuwanken. Wir waren dankbar, als sie endlich wirklich alle weiter unten bei Moanderides Hütten angelangt waren, die unser heutiges Ziel bildeten.

Freilich sahen die Hütten dieser Wasafa jämmerlich genug aus: sie lagen auf sumpfiger Berghalde und verhiessen keine Behaglichkeit. Dennoch war ihr Anblick und die Aussicht auf Rast uns willkommen; denn nach dem Schrittmesser hatten wir fast 4 deutsche Meilen bei dem schlimmen Wetter auf den anstrengenden Gebirgswegen zurückgelegt. Unsere Leute saßen auch bald in den Hütten bei wärmenden Feuern, und wir schlugen das Zelt auf; freilich war

der Boden, wo es stehen mußte, naß und moorig; Tümpel Wassers, die in nächster Nähe waren, mußten erst abgegraben werden; aber wir hatten bald trockenes Zeug auf dem Leibe und das wasserdichte Zelt Dach über uns. Ein Schaf wurde uns als Geschenk gebracht, auch etwas Bier, und wenn mich nicht das Unglück betroffen hätte, daß ein dummer Dienstjunge mir einen meiner Stiefel verbrannt hätte, die ihm zum Trocknen übergeben waren, ein Verlust, der nicht zu ersetzen ist im Innern Afrikas, so mußte ich dem schmutzigen Orte nur eine ungetrübt dankbare Erinnerung bewahren.

Am Neujahrstage 1892 stand uns aber ein noch weit beschwerlicherer Marsch bevor. Es ging nach Westen am Hange des Gebirges entlang. Schlucht auf Schlucht hemmte das Vorwärtskommen und mußte durchschritten werden, ohne daß ebenes Gelände uns Erleichterung gebracht hätte. Am Poteigoe-Fluß ging es Hunderte von Fuß steil hinab; dabei waren durch den anhaltenden Regen die Wege so schlüpfrig und glatt geworden, daß wir sowohl als unsere Leute glitten und fielen und oft nur dadurch, daß wir uns beständig an Bäumen und Wurzeln festhielten, mühsam hinabgelangten; der Aufstieg war dann durch die Nässe und Glätte wieder ebenso schwierig.

An einer Stelle sahen wir Stöcke und Pfähle als Reste von Hütten mitten im Graslande, welche ein Heer der gefürchteten Wahingi hier errichtet hatte. So viele Rinder sollen sie damals auf ihrem Raubzuge erbeutet haben, daß sie nur noch die Zungen, nicht mehr das Fleisch derselben aßen. Endlich, als unsere Kräfte beinahe erschöpft waren und einer der Träger erklärte, er könne nicht mehr weiter, langten wir in dem Orte Makuva an, wo wir Nachtquartier bestellt hatten. Wir hatten reichlich vier deutsche Meilen zurückgelegt. Der Ort lag in undurchdringlichem Walddickicht. Der Vorplatz war befestigt durch Pallisaden und ein starkes Thor, über welchem ein Schießstand („Krähennest“) sich befand. Eine starke Bohle bildete den Verschuß. Erst gelangte man in den Viehkraal, der ein förmlicher Morast war; dahinter befand sich ein ziemlich reinlicher Platz mit Schilderhaus und Soldatenhäusern. Ersteres war das noch in Wirklichkeit, was sein Name sagt, es diente zum Aufbewahrungsort der Schilde, welche die Dorfwache hier zusammenlegt. Die Bewohner, d. h. die Männer gingen vollständig nackt, waren aber sonst anständig und bescheiden. Selbst die Kinder belästigten uns nicht. Ein Topf besten Bieres, der 3—4 Eimer enthielt, wurde neben unser Zelt gesetzt, auch ein Schaf brachte man uns, so daß auch unsere Leute sich erquicken konnten. Die Männer hatten den Kopf rasiert; nur ein kleiner Haarschopf zierte den Schädel auf seiner Höhe, andere hatten die Haare in Form eines Käppchens stehen lassen. Die Fellkleidung der Weiber ähnelt der der Bassuto, aber ein Messingring verunzierte ihre Unterlippe. Der Typus der Leute war der der Konde, auch ihre Sprache zeigte Verwandtschaft mit diesem Volke.

Während der Nacht regnete es, und auch am 2. Januar drohte beständiger Regen. Einige Waldschluchten mit steilen Rändern waren

wieder zu durchschreiten und brachten uns aufs neue mühseliges Gleiten und Klettern; endlich aber kamen wir in eine weite Ebene, die im Nordwesten von einem hohen Gebirge begrenzt wurde. Erst hinter diesem Gebirge lag die Hauptstadt! Bald kamen uns einige Leute Mereres entgegen, die uns begrüßten; es waren das aber augenscheinlich nur Sklaven, denn der Führer trug einen dürftig aus Blättern zusammengeflochtenen Regen- oder Sonnenschirm, während ein Sohn Mereres mit schönem blauen Schirm vorüberkam. Dieser sowohl wie seine Leute, die auch hübsche Schirme trugen, waren auffällig gut bekleidet. Merkwürdig ist die Weise der Wasanga, einander zu begrüßen. Die Grüßenden führen in zwei Tönen einen förmlichen Wechselgesang auf. Sklaven eilten vorüber, schwere Lasten an Stangen oder Gras zum Hausbau tragend; meist waren sie von einigen Kriegern begleitet, welche den Suluschild und Suluspeere führten.

Von Süden her drohte ein furchtbares Wetter; der Donner rollte immer stärker über die Flächen, und Regengüsse verhüllten die Gebirge. Wir beschleunigten deshalb unsere Schritte nach Möglichkeit und kamen der Stadt immer näher. Endlich, als wir fast zwei deutsche Meilen an der Westseite des Gebirges einen Fluß abwärts, der sein Wasser in den Rikwa-See schickt, marschiert waren, zeigte der Führer uns das ersehnte Ziel. Unsere Leute mußten einige Signalschüsse abgeben, und dann sahen wir vor uns am tiefsten Punkte einer weiten Ebene die Stadt Utengula.

Als wir noch hofften, in der Stadt ein angenehmes, trockenes Quartier zu erhalten, kam uns ein Bote mit der Nachricht entgegen, wir sollten in der Tembe bleiben, welche auf einer Anhöhe rechts vom Wege lag. Dort schien allerdings kein einladender Aufenthalt zu sein. Diese Tembes, deren wir eine bereits in den Gärten passiert hatten, sind die Festungen Ostafrikas. Ein Viereck ist von Gebäuden eingeschlossen, welche aus Holz, Bambus, Rohr und Lehm errichtet sind. Die flachen Dächer sind mit kreuzweis übereinandergelegtem Rohr eingedeckt, auf welches fußhoch Erde geschüttet ist. Die fragile Tembe lag wie ein Fort auf einer Anhöhe vor der Stadt, ihre Mauern waren mit Schießscharten versehen, schienen aber selbst nicht schußfest zu sein. In den Räumen stand Vieh; da sollten unsere Leute schlafen; wir mußten auf durchnäßigem, moorigem Boden unser Zelt aufschlagen. Bald erschienen aber drei vornehme Räte des Sultans und entschuldigten die scheinbare Unfreundlichkeit damit, daß alle Straßen der Stadt voll tiefen Morastes seien. Unter diesen Räten war ein weißer Araber, und mit ihnen kam der Vorbeter der Stadt, ein alter, würdig aussehender Mohamedaner aus Kabul, Namens Mohamed Ibrahim. Man küßte uns die Hände, beehrte uns mit dem Titel Sultan und versicherte uns, daß wir Merere morgen sehen würden. Ob wir aus „Ulaya“, aus Europa kämen, fragte man. Dies bejahten wir, fügten aber hinzu, daß wir Männer Gottes seien, die Gott dienen und sein Wort verbreiteten. Man übergab ein Rind und trank gern mit uns eine Tasse Kaffee.

Wir waren durch diesen Empfang befriedigt, nicht so unsere Leute, welche durch unsere Suaheli-Dolmetscher so aufgeregt wurden, daß eine förmliche Panik die meisten ergriff. Fundi, der Dolmetscher, war schon hier gewesen und kannte Sprache und Sitte des Landes. Nun behauptete er, daß manche verdächtige Äußerung von ihm gehört worden sei. Leute Mereres sollten vor Monaten zu den Badatschi (Deutschen) an der Küste mit Elfenbein gesendet sein; die kämen nicht wieder; es sei gut, daß nun diese Badatschi hier seien. Die jungen Leute sollten im Felde schlafen und die Weißen hüten. Ein Bruder Mereres hatte den Leuten, die unser Zelt umstanden, erzählt, alles umwohnende Volk solle morgen nach der Hauptstadt kommen, und ein Mann, der in Bagamoyo gewesen war und sich als besonderer Freund der Deutschen aufspielte, riet unseren Leuten, sie sollten nachts nicht umhergehen, sonst kämen sie in Gefahr, getötet zu werden. Nun kam hinzu, daß hier am Wege Schädel von Erschlagenen lagen, und daß die Boten, welche uns hergerufen hatten, bei uns gleichsam als Wächter schlafen sollten. Trotz der Nässe und des strömenden Regens schliefen unsere Leute im Freien, und obwohl wir sie zu beruhigen suchten, ließen sie die Waffen nicht aus den Händen. Am anderen Morgen besuchte uns der alte Priester Mohamed in aller Frühe und sah uns mit augenscheinlichem Interesse lesen und beten. Vor der Stadt sammelte sich Volk, aber die Männer zogen hinaus auf die Äcker, um den gefallenen Regen auszunützen.

Nach einigen Stunden nahte unserer Tembe ein stattlicher Zug von Männern, in deren Mitte sich eine auffallend bunt gekleidete Gestalt befand, die wir bald als die des Sultans erkannten. Dem Zuge voraus trieb man eine stattliche Herde von 200—300 Stück des schönsten Viehes. Die Rinder trugen alle Glocken, von denen einige die Größe eines halben Bleheimers hatten; diese großen Glocken gaben den tiefen, andere mittlere, andere hohe Töne, so daß ein ziemlich gut abgestimmtes Geläute zu stande kam. Einige Araber, auch unser Freund, der Priester, gingen in reicher Tracht hinter dem Fürsten. Der Zug ging bei uns vorüber und machte erst auf dem Rückwege am Fuße unseres Hügels Halt; nur das Vieh war weitergegangen, der Weide zu. Merere setzte sich auf einen ihm zugetragenen Stuhl; das Gefolge nahm auf dem Boden Platz, dann rief man uns. Wir nahmen unsere Wanderstäbe in die Hand, stiegen den Hügel hinab und gaben dem Sultan die Hand, ihn mit „Hadje“ (Suaheli) begrüßend. Mein Wort dolmetschte Bruder Nauhaus ins Kafir; aus dieser Sprache wird es in das Suaheli übertragen, in welcher Sprache es Fundi den Ministern sagt, von denen einer es dem anderen mitteilt, bis es endlich durch einen bevorzugten Sterblichen Mereres Ohr erreicht. Ich sagte etwa: „Merere hat uns gerufen; wir sind gekommen, um zu hören, was sein Begehren ist. Wir sind Lehrer des Wortes Gottes; Merere kann durch uns von Gott hören; auch bin ich ein Arzt, der Krankheiten heilen kann.“

Da Regen drohte, mußte die Audienz abgekürzt werden; auch wurde gesagt, daß nähere Besprechungen vor einer so großen Ver-

sammlung nicht stattfinden könnten. Merere gab seine Zustimmung in kurzen, verständlichen Worten zu erkennen, worauf der ganze Haufe seine Worte in fast singendem Tone wiederholte. Man rief nach unseren Kondes; sie sollten auch gewürdigt werden, den Großen zu sehen; dann kehrte man zur Stadt zurück. Bald darauf begab sich auch der Sultan wieder heim. Nun waren unsere Leute beruhigt; sie gingen sogar in die Stadt, Speise zu kaufen; kamen aber bald enttäuscht zurück. In der Stadt sei der Schmutz knietief, und kaufen könne man auch nichts. Nach einigen Stunden sandten wir für Merere unser Geschenk hinüber. Es bestand aus einer doppelten roten wollenen Decke und etwas Perlen. Nun aber kamen bald die Wünsche und Bitten. Ein etwas aufdringlicher Mann, Hambimbaye, behauptet, von den deutschen Behörden heraufgesendet zu sein. Er will zurück und bittet um ein Schreiben. Da er indessen keinen Paß oder Ausweis vorzeigen kann, und wir auch Mereres Stellung zu den Deutschen nicht kennen, geben wir die Antwort, Merere müsse sagen, was geschrieben werden solle. Merere selbst schickte die Minister und bat um Medizin 1) für die Augen, 2) für den Leib, 3) für Wunden, 4) für die Jagd, um Büffel, wilde Schweine und Perlhühner zu töten, 5) für die Sicherheit und Uneinnehmbarkeit der Stadt. Ich erklärte, daß ich einige Medizinen bei mir hätte, andere nicht. Die Augen des Häuptlings müßte ich erst untersuchen, ehe ich Medizin geben könne. Jagdmedizin hätten die Weißen nicht, gute Schützen und gute Gewehre thäten da alles; ebensowenig hätten wir Medizin, um eine Stadt stark und uneinnehmbar zu machen; wir Weißen beteten zu unserem Gotte um Sicherheit und Sieg.

Am 4. Januar 1892 hatte es in der Nacht stark geregnet, und auch am Tage goß es weiter. Merere aber ließ uns rufen; wir hatten gefragt, wann wir ihn in seinem Heim besuchen könnten. So machten wir uns auf nach der Stadt. Eine Art Wall oder Stadtmauer, die zerfallen ist, aber gerade noch Deckung vor den feindlichen Kugeln bieten mag, umgiebt das Ganze. Pallisaden verstärken diese erste Verteidigungslinie. Ein rumpeliges Haus mit glattem Dach ist Thorschutz; dahinter liegt eine zerfallene Steinbastion; dann folgt Tembe auf Tembe, welche den Wohnplatz des Sultans kreisförmig umgeben. Zwischen diesen Temben fällt KÜhdung und Regenwasser alles mit ziemlich gleichmäßigem Morast. Bruder Nauhaus stieg mit seinen Wasserstiefeln tapfer durch einen Sumpf nach dem anderen; ich hatte erst die Tragehängematte benutzt, da diese aber die engen Schlupflöcher in den Tembes nicht passieren konnte, wählte ich bald ein einfacheres Beförderungsmittel. Ich ließ mich von einem unserer Männer auf dem Rücken durch den Schmutz tragen; wir waren aber dabei beständig in Gefahr zu fallen oder stecken zu bleiben.

Der Fürst empfing uns in einer Tembe; er fragte sogleich, ob wir die Befestigungen in Augenschein genommen hätten, und schien befriedigt, als ich antwortete, daß ich einen festeren Platz bei Eingeborenen noch nicht gefunden hätte. Wir bewunderten dann in einem der inneren Höfe seinen Vorrat an Kuhglocken, von denen auf

einem Baume eine große Anzahl hingen; dann folgte Vorstellung seiner Weiber, deren etwa 30 vor uns hockten, häßlich, dumpf und stumpf; sie wagten kaum aufzublicken vor ihrem Gebieter, der mit Wohlgefallen erklärte, das seien nur seine Hausweiber, andere verrieten die Arbeit in den Gärten. Er vergaß auch nicht zu bemerken, daß es uns gestattet sei, den Weibern etwas zu schenken. Sein großes Haus mit hohem Strohdach, einer Scheune nicht unähnlich, betraten wir nicht, aber man zeigte uns die „Barasa“, die Stätte, wo Rat und Gericht gehalten wird, und endlich durfte ich vor seiner Privatwohnung, die auch in einer Tembe war, seine Augen untersuchen. Sie waren schrecklich vernachlässigt; ich konnte Besserung verheißen, aber es erschien mir wie ein Gericht Gottes, daß der Mann, welcher mit Vorliebe gefangenen Feinden die Augen hat austechen lassen, nun lichtscheu und halb erblindet vor uns saß. Schließlich brachte eine Frau in einer Schachtel eine Schärpe und eine Flasche Eau de Cologne, welche wir früher von der Station aus ihm gesendet hatten. Er wollte nun wissen, wozu diese Medizin diene. Mohamed Ibrahim, der zugegen war, erklärte, es sei Medizin für die Zähne. Wir stellten das richtig, und ich fügte hinzu, daß ich Augenmedizin nicht mitgebracht habe, die müsse ich von Hause senden. Die alten Minister begleiteten mich nach dem Zelte, um sie zu holen. Ich gab für Wunden Karbolgaze, gegen das Fieber Chinin, ferner Medizin gegen Ruhr und Kopfschmerz und hatte die Freude zu sehen, daß der abscheulich bittere Geschmack des Chinin den alten Herren sichtlich imponierte.

Tags darauf wurde von einer großen Anzahl Arbeiter vor der Anhöhe, auf welcher unser Zelt stand, ein großes Ackerstück umgearbeitet; das war uns unlieb, denn es mußte Fieberluft erzeugen. Mittags holte man uns zu einer abermaligen Besprechung mit dem Sultan. Man führte uns diesmal auf Hintergängen und durch Hintertüren bis zu des Sultans Haus. Merere sah heute krank und mißmutig aus; es schien, als ob seine Augen ihn schmerzten. Die Räte sprachen leise miteinander. Es wehte eine unheimliche Luft. Plötzlich fragte Merere nach dem Hute Kampirus, des einen Dolmetschers, und gab zugleich Ordre, daß Jumbe, der vornehmste Araber der Stadt, gerufen werden solle. Jumbe kam; aber als nun die Unterredung ihren Anfang nehmen sollte, sahen wir, daß unser Suahelidolmetscher Fundi verschwunden war. Der war wirklich aus Angst vor Verrat fortgelaufen und hatte unsere Leute in Schrecken versetzt durch das Wort, er wisse nicht, ob ich noch lebe; er glaube, Merere habe mich töten lassen. Bruder Nauhaus holte ihn zurück. Endlich konnte zur Sache geschritten werden. Es erschien ein alter Blechkasten, der enthielt das Staatsarchiv. Meist enthielt es Stücke, die in arabischer Schrift abgefaßt waren; aber endlich erschien auch ein Papier, welches in deutscher Sprache die Bemerkung enthielt, zehn Gesandten Mereres sei eine deutsche Flagge von dem Bezirkschef in Bagamoyo übergeben worden; damit seien sie an Herrn von Zalewski, den Kommandeur der Schutztruppe, gewiesen. Die

deutsche Flagge wurde auch geholt. Was er damit machen solle, fragte Merere. „Aufziehen, wenn weiße Leute hierher kommen“, war unsere Antwort. Dann endlich kam der Sultan mit dem heraus, was sein eigentliches Anliegen war. Die bekannten, nach der Vernichtung von Zalewskis Expedition den Deutschen leider zu bekannten Wahingi (Wahenga, Wahehe, Wabena) sind seit langer Zeit Mereres Todfeinde; nun haben sie ihm Botschaft gesendet, sie würden kommen und sein Korn vernichten; ja, wenn die Deutschen sie aus ihren Sitzen verdrängten, würden sie Mereres Land einnehmen und hier wohnen. Ich mußte nun sofort an Ort und Stelle einen Brief an den Gouverneur von Soden schreiben, welchen Merere um Hilfe gegen die Wahingi bat. Die Deutschen sollten kommen, sollten schnell kommen, ehe es zu spät sei; er wolle mit ihnen gegen die Wahingi kämpfen. Wenn die Wahingi besiegt seien, hätten die Deutschen keine Feinde mehr. Daß er ein Freund der Deutschen sei, beweise die gute Aufnahme, welche er uns habe zu teil werden lassen. Das war klug gedacht und verständlich geredet. Von der Niederlage unserer Landsleute durch den in Rede stehenden Stamm schien hier noch niemand etwas zu wissen, wie wir selbst davon erst nach unserer Heimkehr, Ende Januar, hörten. Der Brief war bald geschrieben; er sollte auf dem Umwege durch Ugogo nach der Küste gehen. Ich bat noch, daß ich einen Brief an meine Frau und daß Nauhaus einen an seinen Vater beifügen dürfe. Das wurde zugestanden, und Jumbe erklärte, daß diese Briefe von der Küste zu Schiff weitergingen.

Merere bat uns noch dringend: „Betet für mich zu eurem Gott“, und auf die Frage, ob Missionare kommen und bei ihm bauen sollten, erwiderte er: „Ja.“ Jumbe, der Araber, schien an diesem Gespräche wenig Freude zu haben. Einmal fragte er nach unserem Herkommen; als wir klar und deutlich antworteten, wir seien Deutsche, Badatschi, schien es mir, als ob sein Auge in bitterem Haß aufflamme. Endlich verabschiedeten wir uns, nachdem wir den Wunsch ausgesprochen hatten, bei dem Rungueberge und der dort liegenden Station der Brüdergemeinde auf dem Rückwege vorbeizugehen. „Alle Wege stehen euch offen“, war die Antwort.

Vom alten Mohamed Ibrahim kauften wir zwei Esel. Geld hatten wir nicht, aber wir versprachen ihm die 200 Rupien von der Station aus zu schicken. Wie Ephraim mit Abraham wegen der Höhle zu Hebron, so redete der Alte mit mir. „Alles, was mein ist, das ist dein“, sagte er, nahm aber dennoch gern den genannten Preis für die uns nötigen Tiere.

Am 6. Januar kamen die Minister schon früh, brachten einen Ochsen als Wegzehrung und wünschten uns glückliche Reise. Wir gingen an dem Tage noch über drei deutsche Meilen bis zu dem schönen waldbedeckten Berge Semonra. Zunächst durchschritten wir eine Gegend, welche dem Buschwalde Transvaals gleicht. Wir fanden dann für die Nacht ein Unterkommen in einem Bergdorfe. Hier stahl einer unserer Konde unserem Wirt ein Sichelmesser. Der Eigentümer machte darob großen Lärm und zeigte das ganze Schau-

spielertalent eines Schwarzen meisterhaft. Er sperrte das Maul auf, jammerte und gestikulierte wie ein zum Tode verurteilter Mensch. Er erhielt sein Messer zurück. Angenehmer möchte es ihm gewesen sein, wenn er eine hohe Entschädigung von uns hätte erpressen können. Die Leute waren sonst scheu, wie überall im Lande Mereres. Bei dem Eindruck, den die Weiber Mereres, die Slaven und sonstigen Bewohner der Hauptstadt, aber auch die übrigen Bewohner des Landes auf mich machten, mußte ich oft an die Stadt der Inquisitoren in den „Briefen aus der Hölle“ denken, deren Bewohner scheu und gedrückt in Todesangst voreinander leben.

Tags darauf ging es über das Randgebirge, welches Usanga von dem Kondelande trennt. Auf der Nordseite der Berge wurden wir durch einen herrlichen Laubwald erfreut, während wir die Südseite mit den eintönigen Bambuswäldern bedeckt fanden. Beim Abstieg bezeichneten unsere Führer eine unzugängliche Stelle am Flüschen Madoere als einen früheren Wohnort Mereres, welcher seinen Sitz oft gewechselt hat. Hier und auch weiterhin wohnten noch vereinzelt Leute Mereres, obwohl verlassene Häuser zeigten, daß ihre Zahl sich vermindert. Vor diesem Landstrich liegen zwei ungemein tiefe Schluchten, deren Wände einige hundert Fuß tief steil abfallen; dies sind die Festungsgräben, welche hier Mereres Leute vor den ihnen feindlichen Konde schützen. In der Tiefe dieser Schluchten prangte die herrlichste tropische Vegetation. Es war äußerst beschwerlich, den einzigen vorhandenen, steil hinab und dann ebenso steil wieder hinauf führenden Weg herunter und hinauf zu klettern. Unten fiel der Träger, der mich durch einen Sumpf beförderte, beinahe mit mir hin, und nur mit Mühe konnten mich die Leute über dem stinkigen Wasser erhalten. In einer halb offenen Höhle brannten Feuer; allein die Insassen waren schnell geflohen, als sie unsere Annäherung gewahr wurden. Endlich erreichten wir die Ebene, und da Regen uns antrieb, der von den Bergen herabzog, eilten wir so schnell als möglich vorwärts und kamen noch zu rechter Zeit bei dem Kondedorf des Masioga an, wo man uns freundlich empfing. Wir begrüßten die netten Bananenpflanzungen und die reinlichen Häuser mit Freuden, und ebenso sehr erfreute uns das fröhliche, freundliche Wesen der Bewohner, welches einen angenehmen Gegensatz bildete zu dem finsternen, scheuen Wesen der Leute Mereres. Man gab uns einen sehr guten Schlachtbock, dessen Fleisch uns wegemüden Leuten trefflich mundete.

Am 8. Januar frühmorgens überschritten wir den Kiwira-Fluß auf einer Brücke aus Baumstämmen, die aber für uns mit Schuhen versehene Europäer schwer zu passieren war. Wir hatten uns bei den Herrnhuter Brüdern, die nur wenige Stunden von hier wohnten, angemeldet. Wie gut, daß ihr gastliches Haus nahe war, denn Bruder Nauhaus war vom Fieber gepackt, er mußte sich in der Hängematte tragen lassen. Auf der Station begrüßte uns die deutsche Flagge, und wir wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Die Brüder sind Anfang September hier angezogen und haben seither sehr viel

gearbeitet. Holz lieferten die Wälder des benachbarten gewaltigen Runguegebirges, Bambus war auch zu haben, Deckgras erhielten sie in Menge durch die Eingeborenen, an Fleiß und Geschick mangelte es nicht; so haben sie in der kurzen Zeit ein geräumiges Wohnhaus, einen Schuppen, zwei Küchen und zwei Ställe fertig gestellt. Vom Fieber haben sie ziemlich ebensoviel zu leiden als wir selbst. Bruder Richardt lag auch jetzt wieder einen Tag daran. Wir besprachen die beiderseitige Arbeit in diesem Lande, und die Brüder erklärten sich vollkommen einverstanden mit unserem Wunsche, daß der Mbaka-Fluß die Grenze zwischen dem von uns und ihnen zu besetzenden Gebiete sein solle. Wir berichteten über Merere und hörten von den Greuelthaten, die seine Leute früher hier verübt hatten, wir besprachen Fälle der Missionspraxis, bei deren Behandlung eine Verständigung zwischen allen auf demselben Felde arbeitenden Gesellschaften wünschenswert erscheint; so vergingen die Tage schnell. Die Brüder halfen uns auch mit Baumwollenstoff, der uns für die Reise sehr nötig war, indem Leute, die uns mit Vorräten zu Maisola entgegengesendet waren, dort nicht gewartet hatten, sondern weiter bis zu Merere gegangen waren.

Bruder Nauhaus hatte sein Fieber überstanden, und wir rüsteten uns deshalb zur Weiterreise, welche auch unsere Leute ersehnten. Als wir aber am 11. Januar früh um 4 Uhr aufstanden, regnete es in Strömen; indessen hellte sich das Wetter wieder auf, und wir befanden uns bald auf dem Marsche und zwar in Begleitung des Bruder Meyer, der uns bis zu dem benachbarten Häuptling Mambonaki begleiten wollte. Wir zogen an der Südwestseite des Rungue vorüber, verabschiedeten uns von Bruder Meyer und kamen dann in ein herrliches Land, welches der Mbaka mit seinen Zuflüssen durchströmt. Eine Menge Ortschaften fand sich in den Thälern, welche oft ein einziger großer Bananenhain waren; die Seiten der Hügel waren mit Feldern bedeckt, welche, viereckig angelegt, ganz an die Äcker in Gebirgen Deutschlands erinnerten, da sie mit verschiedenen Fruchtarten besät waren. Immer stärker trat uns der Gegensatz vor Augen, der zwischen unserem freien Volke und den geknechteten Leuten Mereres besteht. Dort scheues, stummes Wesen, hier kindliche Freude an uns. Hunderte von Leuten geleiteten uns von Ort zu Ort, grüßten, jauchzten, tanzten und sangen. Besonders erregten unsere Esel die Neugierde und fanden ungetheilten Beifall. Am Abend herbergten wir bei dem Häuptling Moatabora am Flüschen Kepon, wo man unter den Bananen des Dorfes zu unserer Ehre und zur besonderen Freude unserer Leute ein großes Tanzvergnügen anstellte. Wenn die Trommel zum Tanz ruft, kennt der Schwarze keine Müdigkeit; unsere müden Träger tanzten und jubelten hier stundenlang.

Der Weg, den wir am 11. Januar zu machen hatten, war ungemein beschwerlich; aus tiefen Thälern stiegen wir auf hohe Berg Rücken und von diesen wieder tief abwärts. Mittags passierten wir einen unterirdischen Fluß, der den öfter vorkommenden Namen Kiwira

trägt. Mehrere unserer Leute warfen an der Stelle, wo er sichtbar wird, irgend etwas, z. B. Gras, hinein und baten dabei, wohl nicht den Fluß, sondern die Geister der Unterwelt um irgend etwas Gutes, z. B. um Baumwollstoff. Am Abend sahen wir in der Entfernung von ungefähr 2 Meilen Wangemannshöh liegen, wir waren bis zu dem uns bereits bekannten und befreundeten Häuptling Maipopo gekommen. Der beschenkte uns mit einem Kalbe und einer schönen Kuh. Am anderen Morgen war er unzufrieden, daß wir so bald und so früh fortwollten; indessen begleitete er uns mit Hunderten seiner Leute und war sehr erfreut, als ich nach Kondesitte mit ihm Hand in Hand ging. Auch bei dem Dorfe Momgommos grüßte man uns wie liebe Freunde. Am lebhaftesten begrüßte uns eine Frau, die wegen Betrug beim Holzverkauf auf einen Monat von der Station verwiesen worden war. Der Lufira-Fluß machte beim Durchschreiten uns Not; dann begrüßte uns der gute Makatungila, und endlich standen wir inmitten der uns bewillkommenden Brüder auf Wangemannshöh mit herzlichem Dank gegen Gott, der uns freundlich aus- und gnädig heimgeführt hatte.

Aus der Märchenwelt der Papuas in Kaiser-Wilhelms-Land.

Von Missionar J. Vetter in Simbang (Neuguinea)¹⁾.

Unter den Eingeborenen von Neuguinea zirkulieren auch überlieferte Geschichten und Erzählungen, die aber nach dem eigenen Geständnis der Schwarzen nicht Anspruch auf Wahrheit machen. Wie überall, ist auch in diesen Märchen (sepoao) des öfteren von Verwandlungen die Rede. Wie es scheint, hat jede Landschaft ihre eigenen Erzählungen, denen die Leute in ebenso lautloser Stille und mit der nämlichen gespannten Aufmerksamkeit nachts, um ein Feuer gelagert, lauschen wie deutsche Kinder, wenn sie in 1001 Nacht lesen oder noch lieber einem guten Erzähler, resp. einer Erzählerin zuhören. Recht schön macht es sich, wenn dabei ein kleiner Gesang eingeschoben wird, wobei sämtliche Zuhörer einfallen. Es mögen nun einige solcher Märchen hier folgen.

Die Jabim wissen viel von Zwergen zu erzählen, die in Wäldern und Höhlen hausen. Zur Nachtzeit hört man, wie sie rufen und pfeifen. Nachts kommen sie auch an den Strand, um zu fischen. Dabei be-

1) Missionar Veters Mitteilungen beziehen sich nur auf die Jabim- und Kästämme in der Umgebung von Finschhafen, in dessen Nähe auch die Station Simbang der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft liegt. Die Missionare derselben bringen in ihrem Organe „Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea“ gelegentlich interessante Notizen über die Papuabevölkerung ihres Missionsgebietes.
G. Kurze.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1892

Band/Volume: [11](#)

Autor(en)/Author(s): Merensky A.

Artikel/Article: [Missionsgeographischer Teil. Von den Kondebergen nach Usanga 91-102](#)